

Nachdruck  
sämtlicher Artikel verboten.

Berlin, 3. Dezember 1905.

Redakteur:  
Friedrich Stegmann in Berlin.

**Inhalt:** Karoline v. Humboldt und Alexander v. Kennenkampff. Von Adolf Langguth. — Aus den Briefen Friedrichs des Großen an die Königin Juliane von Dänemark. Von Dr. Berthold Weg. (Fortsetzung). — Ein abessinischer Philosoph. Von Dr. Edward Schulte. — Technische Rundschau. IV. Von Franz Benoit. — Bücherchau.

## Karoline v. Humboldt und Alexander v. Kennenkampff. Von Adolf Langguth.

In Tegel liegen sie neben einander begraben, Wilhelm und Karoline v. Humboldt, im märkischen Sand bestattet, nicht, wie sie es früher geträumt hatten, in römischer Erde neben der Pyramide des Cestius, wo sie zwei hoffnungsvolle Knaben zur letzten Ruhe gebettet. Die Heimat hatte schließlich den Sieg davongetragen. In freier Erde, nur von einem eisernen Dämon und dunklen Farnen umgeben, liegt das schlichte Grab mit der Inschrift am weißen Marmorsockel. Schlang steigt die dunkle Granitsäule empor, und auf ihrem ionischen Kapitell steht jene Figur der Spes, die Frau v. Humboldt bei Thormaldsen bestellt. Um den feinen Marmor des Originals den Einflüssen der Witterung zu entziehen, ließ Wilhelm v. Humboldt eine Nachbildung der Spes von Tied aufertigen, die ihren Platz auf der Säule erhielt, während das Original im Schlosse zu Tegel mit anderen Schätzen vereinigt wurde.

Nichts einbräutvoller als dieser friedliche Platz im Tegeler Park. Gern hemmt man als Wanderer an dieser stimmungsvollen Stätte den Schritt, und gern läßt man die Gedanken rückwärts gleiten in eine längst entshundene Periode deutscher Geschichte und Literatur, welcher der glanzvolle Name „Humboldt“ angehört. Neben dem Brüderpaar aber sehen zwei bedeutende Frauen, Mutter und Tochter, denen das deutsche Volk sicherlich stets sich feigerndes Interesse bewahren wird.

Wir haben den ersten, von Humboldts Urenkelin Anna v. Sydow, geb. v. Heinz, veröffentlichten umfangreichen Band des Wertes „Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen“, der zunächst die Brautzeit (1787—1791) in sich schließt, bereits (No. 509 der „West. Zig.“ vom 29. Oktober d. J.) ausführlich gewürdigt. Weitere Bände werden folgen. Es wird gleichwohl nicht überflüssig erscheinen, zur Hervorhebung des Bildes, das dieser Briefwechsel gewährt, sich des im Jahre 1893 erschienenen Buches: „Gabrielle v. Bülow, Tochter Wilhelms v. Humboldt. Ein Lebensbild.“ zu erinnern. Ein Seitenstück und eine Ergänzung zugleich bildet das Werk Albrecht Stauffer's: „Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Kennenkampff. Rest einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang.“ Berlin 1904.

Als eine seltene hochbedeutende Frau, deren Persönlichkeit das Weibliche in harmonischer und universaler Ausbildung umfaßte, lebte die Gattin Wilhelm v. Humboldts bisher in unserer Vorstellung. Im Kreise der Familie wie unter den Freunden und in der Gesellschaft trat es zu Tage, wie sie Verstand, Phantasie und Weiblichkeit in seltener Weise in sich vereinigte und ihre Macht hauptsächlich dadurch offenbarte, daß sie in den Menschen, mit denen sie zu tun hatte, das eigentlich Menschliche zur Blüte brachte, auch darin eine würdige Genossin ihres Mannes. Denn Wilhelm v. Humboldt, Staatsmann und Gelehrter zugleich, erschöpfte doch sein innerstes Wesen in keiner dieser Eigenschaften, sondern leistete in der Ausübung der zur höchsten Kultur sich erhebenden Persönlichkeit sein Höchstes und Bestes. Rest Goethe der vollendete Vertreter des Humanitätsgedankens unserer klassischen Literatur, verstand er es, den verschiedensten Personen durch Zuwendung und Erschließung einzelner und jedesmal anderer Seiten seines Wesens ein wertvoller Freund, Berater und Führer zu werden. Der im antiken Verste durch seinen Caracasmus so gesüchtete Mann, erkannte in seinen persönlichen Beziehungen jede fremde Eigenart in einer fast weiblichen Zartheit des Nachfühlens und Mitfühlens an, nur überrufen noch von seiner Frau, sodah Weider, der Freund des Hauses, das Ehepaar Humboldt die „menschlichsten Menschen“ nannte, die man finden konnte. Aus dem Verste mit den Künstlern

des römischen Kreises wissen wir ferner, wie sie die erzieherische Wirkung ihrer Persönlichkeit besonders an produktiv angelegten Menschen entwickelte, daß sie aber diese Fähigkeit auch in der großen Zeit der patriotischen Erhebung Preußens gegen Napoleon in außergewöhnlicher Weise betätigte, ist ein bis jetzt nicht genügend betontes Moment. Denn so hoch wir auch das Bildungsstreben jener Tage bewerten, das Gefühl der Geschmads- oder Geniemoral, jener auch an Goethe gerügten Eigenschaft, keine allgemein bindenden Regeln, sondern nur das Belieben der sich zum Schönen und Guten ausbildenden Einzelnatur anerkennen, das Gefühl der mangelnden Hingabe an das Ganze, an den Staat werden wir bei der Betrachtung des Lebens und Treibens jener Menschen doch nicht ganz los.

Da geben denn die Vorgänge des Jahres 1812 und 1813 das schönste Zeugnis, wie alle persönlichen Interessen bei den Humboldts vor dem Wohl des Vaterlandes zurücktreten mußten. Frau Karoline schreibt aus Wien im Juni 1813 an ihren Mann: „Wir leben ziemlich einsam. Die Fliegen, die nur nach dem Licht schwärmen, haben und meist verlassen . . . Ich darf das für gewiß von mir sagen, daß mein Gemüt ganz frei ist von allem Bedürfnis nach dem stillen Prunk der Erde. Daß die Knaben für nichts ihr Leben opfern als für das Rechte, daß die Mädchen einst nur Männern angehören, die ebenso gesinnt sind, das ist das Einzige, wonach ich trachte. Denn einmal siegen muß doch das ewig Wahre und Rechte. O, daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzeblut trafen könnte! Die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche! . . .“ Daß Humboldt bis zu seinem 50. Jahre wenigstens sich Preußen widmet, hält sie für eine unerlässliche Pflicht, zumal in so gewaltiger und erster Zeit. Sie wünscht es aus reinem Interesse für das Gute, wie sie am 19. Juli 1813 ebenfalls aus Wien berichtet, indem sie fortfährt: „Nötigen dich aber die öffentlichen Umstände, ganz zurückzutreten, so glaube mir mein teurer Wilhelm, daß es für mich nur das Schmerzliche haben wird, dich für Preußen verloren zu denken (für Preußen, das wir um der Masse von schönen, wahren und heiligen Gefühlen und Empfindung des Rechtes, mit dem Tausende seiner Bürger in den Tod gegangen sind oder ihr Liebstes dem Schicksal dargebracht haben, unbeschreiblich lieb geworden ist); aber sonst weißt du wohl, daß das Aufgeben einiger Bequemlichkeiten des Lebens oder einigen Glanzes, der einem mehr für andere, die man liebt, als für sich selbst etwas wert ist, mir keine Kämpfe kosten wird. . .“ — Gesinnungen wie diese konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Sie mußten Humboldt bestimmen, mit den Waffen des Geistes für das Vaterland weiter zu kämpfen, sie gingen auch auf die Kinder über. Körner, den treuen Freund, sahen sie in den Kampf ziehen, von seinem Heldentod wurden die Gemüter bewegt in Begeisterung und Schmerz. Je erster die Zeit wurde, desto mehr zog sich Frau v. H. von der oberflächlichen Gesellschaft Wiens zurück, lebte den Winter 1814 r. r. ihren Kindern und folgte mit dem Herzen allen Verhandlungen auf den Friedenskongress in Chatillon, über deren Fortgang sie genaue Berichte erhielt. „Im übrigen“ schreibt sie, „ich rede nicht viel davon, aber du kannst mir's glauben, mir ist sonderbar zu Mute. Ein Weltgericht wird gehalten, wie noch nie eins war, und hier beschämen sich die Leute damit, sich Gallekleider stücken zu lassen.“

Stauffer hat seinem Buch einen Anspruch Barnhagens als Motto vorgelegt, der am 22. Juni 1812 aus Prag an Frau v. H. schreibt: „Mir war es ein Gegenstand des Nachdenkens, wie Sie es anfangen, daß alles, was Ihnen auf irgend eine Weise angeht, alsbald mit Ihnen zur Einheit, von Ihnen unvertrennlich wird, und dieses Erzeugnis der seltensten Bildung habe ich weder ergründet, noch anderswo gefunden. Sie sind es gewissermaßen nicht allein, es ist ein ganzes, reicherfülltes, vielseitiges Lebensgebild, kein Haus, sondern ein Land, kein Baum, sondern ein Wald, kein Kunstwerk, sondern ein Zeitraum von Künstlern mit ihren Werken und Gesinnungen.“ Seine Ausführungen hier im einzelnen zu verfolgen, verbietet leider der Raum. Bemerken will ich nur, daß ich durch Zufall auf

den Spuren seiner Forschungen wandelte, als ich bei Abfassung meines Buches über den Göttinger Dichterbund\*) in dem Kapitel „Zoega“, immer wieder von neuem auf die Person Karolines gestoßen bin, da der berühmte Koptologe in Rom zum Humboldtischen Kreise gehörte, eingeführt durch die Dichterin Friederike Brun, die ebenso mit Zoega wie mit Eschmarch befreundet war.

Aber ihren Verkehr mit Humboldts schreibt sie (Römisches Leben I, 177): „Wie angenehm waren unsre gemeinschaftlichen Ausflüge in die Gefilde der Vergangenheit; wie reizend unser Zusammentreffen hier u. da u. dort in Rom's herrlichen Gefilden. Wie Humboldt auf jedes Wort unsres Zoega lauscht, wie diese beiden sich schnell erkennen und würdigen; wie Fernow, scharf angreifend, den philosophischen Anschauungen u. Grundideen nach mit Humboldt mehr als mit Zoega, u. beide mit Bonstetten gar nicht übereinstimmen.“

Bedarf auch mancher Satz, der die Dichterin zu Papier bringt, der Einschränkung, — Humboldt z. B. konnte durchaus kein engeres Verhältnis zu Zoega herstellen —, und versällt sie auch zuweilen im Geschmack der Zeit in eine etwas schönfärbische Darstellung, so gehört sie doch zu den urteilsfähigen Frauen ihrer Zeit. Sie zeichnet mit kurzen Strichen ein durchaus zutreffendes Bild von Wilhelm von Humboldt, indem sie (Römisches Leben I, 176) so urteilt: „Wilh. v. Humboldt, der Staatsmann und Gelehrte, der Mann, dessen Verstandestheorie, Seinesfälle und Bildung mir Anna Germaine v. Staël einst in den Ausdrücken höchster Bewunderung rühmte, ist der sorgsamste, liebendste Ehemann und Hausvater. Anspruchlos und einfach, lebenswürdig und mittelteil, vereinigt er die Gebiegenheit eines deutschen Gelehrten mit dem Wesen des urbansten Edels- und Weltmannes. Im Umgange zeigt er die bereitwilligste, gefälligste Güte.“ Friederike Brun, in Rom der Mittelpunkt eines Kreises, der besonders die Musik pflegte, litt an großer Schwerhörigkeit, sobald man, wie Karoline v. Humboldt an Charlette Schiller schreibt, beinahe gar nicht mit ihr umgehen konnte. Auch wird in demselben Brief (Charlette v. Schiller und ihre Freunde II, 191) behauptet, daß sie nichts weniger „als eine weiche und tiefe Natur“ sei, dagegen wird ihre innige, wahre, unaussprechliche Gutmütigkeit gerühmt und bis zum Tode bestand das Freundschaftsverhältnis Karolines zu der Dichterin fort. Daß ihr Urteil über Frau v. Humboldt sich im wesentlichen mit dem Staufferischen deckt, dürfte kaum zufällig sein. „Karolina v. Humboldt, die Mutter,“ schreibt Friederike Brun (Römisches Leben I, 174) „ist eine jener seltenen Frauen, auf deren Art Deutschland unter allen wir bekannten Nationen vielleicht einzig das Recht hat, stolz zu sein: kenntnisreich in einem Grade, daß sie nur für eine Gelehrte gehalten zu sein wollen dürfte; einen Verstand besitzend, der die Regionen männlichen Geistes und männlicher Umfassungskraft so erreicht, daß nur lebenswürdige Weiblichkeit es uns verbirgt, wie bedeutend die Eroberungen auf diesem, streng von den Herren der Welt bestrittenen Boden seien; mit einem Sinn für das Höchste und Schönste in Poesie und Kunst begabt, wie ihn der Himmel nur seinen Lieblingen verleiht; dazu kommt eine Persönlichkeit, welche, diese seltenen Gaben des Geistes anknüpfend, solche mit dem geringsten Ausdrück von Herzensgüte vereinigt. Welche Hausmutter ist dies! Wie treu, wie selbst vergessend, wie ganz den süßen Pflichten hingegeben. Wie oft finden wir die noch gar nicht von der schweren Brustkrankheit, die sie in Berlin ausstand, zu Kräften gekommene mit den zwei kleinsten Kindern auf dem Schoße, der holden lebensschmelzenden Adelsheid von etwa 24 Jahren und der sechsmonatlichen Gabriele, deren halberjähriges Leben nur solche Mutterkriese erhalten kann. Immer feiter, immer geduldig in allen unangenehmen Details der Einrichtung eines so zahlreichen Hausstandes, konnte nur der Rauch, welchen leider alle Kamine ihrer Wohnung ausströmen, ihr einige Worte des Unmuts entlocken.“

Eine Frau, die so in der Kunst schwelgte, wie Karoline. ein so umfassendes Wissen besaß, dazu ein feines Urteil, dem ein Mann wie Goethe den höchsten Wert beimaß — eine solche Frau erweckt leicht die Vorstellung, als ob damit ihre Kraft

erschöpft sei. Deneben und vielmehr vor allem war sie die treueste und sorgsamste Mutter, die praktische Hausfrau, die sich um alles kümmerte. Dehnte sie doch ihre mütterliche Fürsorge auf die materiellen Bedürfnisse der jungen Künstler aus, die in ihrem Hause stets gastliche Aufnahme und oft eine wahre Heimat fanden. Humboldt äußert u. a. im Jahre 1808: „Wieder steht in Deutschland, wo ich doch viele Frauen gesehen, überall fühle ich, daß du einzig bist, daß so viel Selbstständigkeit und so viel Liebe, so viel Größe und so viel himmlische Weiblichkeit nirgends auf der Welt sind als in dir.“ Dann vergleicht er nach einem Wiedersehen mit Karoline von Wolzogen in Weimar 1810, deren Eigenart er sehr schätzte und liebte, beide Frauen und schreibt: „Es ist unglücklich, wie sehr ich immer denselben Unterschied, den ich bei meiner ersten Bekanntschaft unter euch fand, noch jetzt beständig sehe. Du wirfst immer unglücklich mehr, ja mehr sein, als sie nur fassen und begreifen kann. Denn, daß du bei dieser himmlischen Treue, bei diesem einfachen Beschränken auf den häuslichen Kreis, bei dieser Liebe und dieser Lust an dem Beschäftigen mit den Kleinen, ja an ihrem Warten und Stillen die unbeschränkteste Ansicht, den höchsten und freiesten Schwung des Geistes und der Phantasie, ja die vollkommene Freiheit des Herzens bewahrest, das muß ihr verborgen, oder wenigstens die Möglichkeit davon muß ihr rätselhaft bleiben. Wie sie ist, ist sie sehr eigen, allein das Höchste, was man bei einer Frau empfindet, gibt sie nicht.“

Wir können, wenn wir von Karoline von Humboldt sprechen, zur Kenntnis ihres Wesens nur dann gelangen, wenn wir zugleich daran erinnern, was ihr Gatte, der preussische Ministerresident in Rom damals bedeutete, und das Milieu, in dem sie atmete, in kurzen Worten wenigstens kennzeichnen.

Humboldt stand in den ausgebreitetsten Beziehungen zu den verschiedensten Menschen. Er war Gesandter, Gelehrter, Freund der Kunst und der Künstler. Sein Haus war das Haus eines Großen, in dem die verführerische Anmut und die bezaubernde Liebesswürdigkeit seiner Gemahlin waltete. Da kamen und gingen fürstliche und vornehme, berühmte und interessante Gäste, vor allem Deutsche, aber auch Angehörige anderer Völker. Es kamen Gelehrte und Künstler, Diplomaten und Touristen. Rom war wie ein großes Gasthaus und wieder wie eine große Schule, ein Vergnügungsort für die einen und eine Pilgerstätte für die anderen. Wenige, die nicht das Haus des preussischen Ministerresidenten aufsuchten, niemand, der sich darin nicht wohl gefühlt oder es gerühmt hätte. Außer den fürstlichen und diplomatischen Größen stand Humboldt gleich anfangs mit Bonstetten und Friederike Bann in Verkehr; von Berlin kam Spalding, mit Frau v. Staël verweilte August Wilhelm Schlegel in Rom, später kamen die Brüder Klenckampff, Welcker und andere. Vor allem waren es die Künstler, die sich der Gastfreundschaft des Humboldtischen Hauses zu erfreuen hatten. Sie fanden Schutz und Hilfe bei dem Gesandten, bei ihm und seiner Gattin Teilnahme und Förderung ihres Strebens und ihrer Arbeiten. Die neue Kunstperiode, an der namentlich die deutschen Künstler in Rom beteiligt waren, fiel zusammen mit der klassischen Periode unserer Literatur, an der H. lebendigsten und tatkräftigsten Anteil genommen hatte. Jetzt sah er in den Werken der Bildhauer und Maler dieselben Tendenzen sich entwickeln, die er in den Werken unserer beiden großen Meister so freudig begrüßt und ermuntert hatte, die Tendenz zur echten Naturwahrheit, zur Nachahmung der Antike und des großen Beispiels eines Raphael und Michel Angelo. Er huldigte nicht nur diesem Bestreben unserer Landesleute, sondern übte selbst Hand und Auge im Zeichnen; er patrouillierte in jeder Weise die Künstler und sorgte schon dann durch zahlreiche Bestellungen für den Bilder- und Statuenschmuck, mit dem er später seine Villa in Regal zierte.

Fast noch mehr und fast ausschließlich lebte Frau v. Humboldt in diesem Kunstelement. Sie recht eigentlich schwelgte in den Genüssen, für die ihr feiner Geschmack, ihr Sinn für weiche Schönheit, für alles Glänzende, die Sinne und die Phantasie Reize sie geschaffen war. Sie recht eigentlich war die Patronin der Künstler, und um ihretwillen von allen preisen Meister und Schüler das göttliche Haus. So die

\*) Christian Hieronymus Eschmarch und der Göttinger Dichterbund.

Omelin und Gauß, die Dieck und Riepenhausen, so besonders und mit Recht bevorzugt der Vater Schick und die großen Bildhauer Thorwaldsen und Rauch.

Man sieht, es fehlte in Rom nicht an bedeutenden Menschen, für Humboldt fehlten nichtsdestoweniger solche, die mit ihm ein ideenreiches Gespräch hätte führen können, wie er es im Vaterland gewohnt war. Zoega, der eminente Gelehrte, trat ihm nicht näher. Humboldt fand, was es in Rom von wissenschaftlichem Umgang gab, „trocken und hölzern“, und noch viel weniger als mit den Gelehrten war er mit den Diplomaten zufrieden. Daß doch Schiller, statt im Norden zu sterben, mit ihm in Süden gelebt hätte! Da war es denn auch wieder Karoline, welche die Lücke ausfüllen mußte. Er habe hier niemand, schrieb er im Jahre 1806 an Schillers Schwägerin, als seine Frau, „die gute und sich auch immer gleiche“, wiewohl ihre Kräfte zuweilen versagten. Sie war im Frühjahr 1804 zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit nach Deutschland gereist, von Weimar hatte sie sich nach Paris begeben, wo sie einem bald wieder gestorbenen Kind das Leben gab, und war zu Anfang des Jahres 1805 zu ihrem Gatten zurückgekehrt. Daß die Gesundheit Karolines niemals eine ganz feste, vielmehr großen Schwankungen unterworfen war, sei hier wenigstens angedeutet und darauf hingewiesen, wie ihre Wertschätzung auch unter diesem Gesichtspunkt wächst.

Es ist die auf den Höhen des Lebens wandelnde Frau am Kranken- und Totenbett geliebter Kinder geleistet und gelitten, das zeigen am besten ihre Briefe an Charlotte Schiller. Als sie in Rom ihren hoffnungsvollen Sohn Wilhelm an einer typhösen Krankheit verloren hatte, strömt sie ihren Schmerz und ihr unjagbares Leid in folgenden Klageworten (Brief vom 17. IX. 03) aus: „Ach ich bin auf das ganze Leben hinaus sehr unglücklich geworden, ich kann den Schmerz tragen, aber er geht wachsend mit mir in die dunkle Zukunft und ich blicke in den Abgrund meines eigenen Herzens, wie in den der Zeit, die dunkel vor mir ausgebreitet liegt. Weh! mögt ihr nie erfahren, was das ist, wenn das Geliebteste stirbt und kalt vor einem liegt; wenn das, was euch das Nächste war, euch fremd erscheint . . .“ Und als sie im Jahre 1807 noch einen zweiten Sohn, den dreijährigen Gustav an der Pyramide des Cestius begraben hatte, schreibt sie am 28. Februar 1808 an die Freundin: „Ach, auch du hast das Geliebteste verloren, ach Lotte, und doch, dieser wüthende Schmerz, mit dem die Mutter ihre Kinder hinstirben sieht, das Blut ihres Lebens erstarrten — ein mildes Gesicht wolle dich davor bewahren — mir war es nicht milde, das Argste hat es mir getan, und acht Tage mußte ich mein starkes, gesundes, herrliches Kind mit dem Tode ringen sehen. O Gott, gibt es einen Zustand der Seelenangst, der über den geht, wenn man aus der innersten Tiefe des Busens sieht, daß es endigen möge? Das alles habe ich ertragen, aber vergessen kann ich's nie, vergessen nie mein unerhörtes Schicksal, das mich trifft und wieder trifft und noch einmal. Niemand hat mir beigehtanden; ich gehe meinen dunkeln Weg allein; ach, so steht es eben um die menschliche Natur, daß man allein ist in Freud' und Schmerz und alles, was man von Mittheilen und Aussprechen des Gefühls sagt, sind nur eben Worte und weiter nichts. Kein Mensch hilft einem andern; wenn man nicht aus der eigenen Brust die Kraft des Lebens nimmt, so gibt wahrlich nichts sie einem von außen.“

Das waren die beiden Frauen, die sich gleich wie ihre Männer zu einer großen Höhe emporgeläutert hatten. Denn nicht besonders günstig ist das, was über Karoline in ihrer frühesten Jugend verlaundet, und nächsterne Leute urtheilen noch zur Zeit ihrer Verbindung mit Humboldt recht kritisch über sie. Karolines wenig günstige Erziehung und Umgebung erklärt uns so manches. Sie hatte durch den frühen Tod ihrer Mutter eine freudlose Kindheit und Jugend gehabt. Das einsame Leben auf dem Lande mit dem pedantischen Vater, dem nüchternen trockenen Bruder, die strenge Zucht einer völlig geistlosen französischen Gouvernante beten ihrem lebhaften Gemüth nichts als Zwang und unfägliche Langeweile. Sie nennt sich selbst ein sehr verdorrenes kleines Geißhörn, das noch zur rechten Zeit in die Hand eines verständigen Erziehers kam, der seine Hoffnung auf die „Fähbarkeit“ ihres Herzens und auf ihre Freude an der Natur setzte und diese Faktoren geschickt benutzte, ihrer Natur

eine andere Richtung zu geben. In ihrer Mädchenzeit hatte sie etwas Freies, Leichtes und selbst Ausgelassenes, und wie sie selbst die Schwierigkeiten, die ihre Eigenart mit sich brachte, deutlich fühlte, das beweisen ihre eigenen Äußerungen. Unbändig nannte sie ihr Herz in seinen Wünschen und unerfänglich im Genuß der Liebe und Freundschaft. Viel Mühe habe es ihr gekostet, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig gebe.

Bei dieser Naturanlage ist es nicht zu verwundern, daß ihr schwere Kämpfe nicht erspart wurden, die auch bei Wilhelm v. H. nicht schienen. So lange sie die ganze geistige Reife noch nicht erlangt hatten, führte die Sehnsucht nach einem Ausströmen der Seele in eine andere für beide Herzensverwicklungen herbei. Bei Humboldt liegt eine solche in seiner Schwärmerei für Frau Johanna Mothery vor, für Karoline sind die Beziehungen zu L. von Burgsdorf von einschneidender Bedeutung gewesen. Trug doch dieses Verhältnis nicht etwa nur die Färbung leidenschaftlich bewegter Freundschaft, wie sie bei Karoline öfter sich zeigt, besonders dem Grafen Schlabrendorf gegenüber. Es war vielmehr eine echte wirkliche Leidenschaft, wie die Briefe an die Rachel, diese große Herzenskundige, klar beweisen: „Meine süße Kleine“, schreibt sie am 1. Dezember 1796 „bewahren Sie es tief im Herzen, wie ich ihn liebe, wie ich ihn verbunden fühle mit dem Besten in mir, mit dem unenlichen unbegrenzten Gefühl, das ein höheres Leben der Schönheit und Kraft um mich webt; es könnte doch eine Zeit kommen, wo ich es ihm nicht mehr sagen könnte.“ Nachdem sie diese Leidenschaft ein paar Jahre bis ins Innerste bewegt hatte, reißt sie sich von ihm los, da sie zur Erkenntnis gekommen sei, daß eine Erfüllung der ganzen Sehnsucht des Herzens auch durch die Verbindung mit diesem Manne nicht eintreten könne, und reißt im Jahre 1791 Wilhelm v. Humboldt zum Bund fürs Leben die Hand. „Fürs Leben“ in des Wortes voller Bedeutung können wir sagen, denn es war eine Eigentümlichkeit dieser Ehe, daß die Zuneigung im Laufe der Zeit zunahm und daß bei Wilhelm v. Humboldt der Höhepunkt geradezu erst nach dem Tode der geliebten Frau eintrat. Das Geheimnis dieses großen Glückes aber bildete die größte gegenseitige Anerkennung der inneren Freiheit, die bei dem unüberwindlichen Bedürfnis beider nach persönlicher Erkenntnis und bei dem fessellosen Verkehr beider Geschlechter in der damaligen Zeit ausschlaggebend war. Humboldt hat das nach dem Tode Karolines selbst ausgesprochen, indem er an seine Tochter Gabriele von Bülow schreibt: „Das Geheimnis des höheren ehelichen Glückes, wie die Mutter und ich von unserer Hochzeit bis zu ihrem Sterbetag es gefühlt haben, beruht doch darauf, daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüths zu erhalten und z. z. beleben, und gerade dadurch sich immer enger an einander schließt.“ Wie beide diese Maxime befolgten, wie sie im späteren Leben ihre eigenen Freundschaften unabhängig von einander, ja ohne daß der andere Teil davon Kenntnis hat, pflegten und festhielten, davon legen Humboldts Briefwechsel mit seiner Freundin und Karolines Briefe an Alexander von Reunen-Kampff Zeugnis ab. (Schluß folgt.)

die Binde mochte von den Augen Katharinas fallen und sie die Unmöglichkeit der Verwirklichung ihres Projekts erkennen; dann spottete er wohl, als er hörte, daß der kleine Großfürst griechisch lerne, es sei noch ein weiter Weg von der Kenntnis der Sprache Homers bis zu der Besteigung des Thrones von Konstantinopel. Den Blick auf die gefährdete Allianz der Kaiserermächte gerichtet, sagt er hinzu: „Ich will mit meiner Person dafür bürgen, wird dieser Plan einmal ausgeführt, so wird es nicht der Cäsar Josef II. sein, mit dessen Unterstützung es gelingt.“ Er erklärt weiter, so gewaltige Pläne gingen über sein persönliches Begriffsvermögen. Da mache er es „wie Diogenes, der seine Krone wälzte, während ganz Griechenland sich unter einander bekriegte“. Die Reize werde aber auch an ihn kommen. „Es scheint mir mehr als wahrscheinlich“, schreibt er am 12. Mai 1782, „daß im Grunde die Maßnahmen des Kaisers auf Projekte hinauslaufen, die er zum Verderben Preußens im Schilde führt; habe er uns alle verschüttet, dann meint er, werde er ganz Deutschland unterjochen und seiner Monarchie einverleiben können, ähnlich, wie Frankreich dazu gelangt ist, durch Unterwerfung der Normandie, der Bretagne, der Dauphiné und der Provence einen nationalen Staatskörper zu schaffen.“ Einer solchen Zukunft gegenüber erscheint dem König das Verhalten der deutschen Fürsten unbegreiflich, da sie durch ihre Gleichgültigkeit an ihrem eigenen Untergange arbeiteten, statt sich wie im Dreißigjährigen Kriege zu einer Liga zusammenzuschließen: „es handelt sich um nichts Geringeres, als entweder alles auf dem status quo zu erhalten oder alles auf ewige Zeiten umstürzen zu sehen“.

Fast in denselben Tagen des September, da die Kaiserin mit ihrem Vorschlag an Josef herantrat, das große Projekt der Umgestaltung des Orients in Angriff zu nehmen, erklärte der König Juliane: „Alles in Rußland ist in Bewegung zur Ausführung des wüsten Planes. An diesem Punkte erwarte ich den Kaiser: entweder wird es die Klippe sein, an der dieser neue Bund scheitert, oder der Augenblick der Auflösung der Versailles Allianz.“ Die europäische Politik befindet sich nach seinem Urteil in einem bisher noch nicht dagewesenen Aufruhr. Schon in dem nächsten Briefe kann er die Königin davon unterrichten, daß Josef selbst „das Spiel nicht mitmachen“ will.

Wenige Wochen später, am 28. Januar 1783, macht er die inhaltschwere Mitteilung: „Die beiden Kaiserhöfe haben in Konstantinopel erklärt, daß sie verbündet seien“; daraus zieht er für sich die bedeutungsvolle Folgerung: „Hiermit betrachte ich mich als verabschiedet.“ Den „formellen Abschied“ erhielt er allerdings erst im Juli, als Katharina, wie er am 19. berichtet, ihm den Abschluß ihres Bündnisses mit dem Kaiser und die damit erfolgte Erneuerung aller alten Verträge anzeigte; jetzt könne er sein Glück suchen, wo er wolle. Doch Friedrich will sich damit trösten, daß Ludwig XVI. in derselben Weise bei Josef „in Ungnade gefallen“ sei; er trage sein Schicksal mit Geduld und begnüge sich „im Spiegel sich zu beschauen und den Schmutz zu betrachten, mit dem Josef seine Stirn verziert habe“.

Indessen nicht so gänzlich, als es nach obigen Worten den Anschein hat, legte der König die Hände in den Schoß. Hatte er im Juli 1782 ernstlich den Abschluß einer Quadrupelallianz zwischen England, Rußland, Dänemark und Preußen erwogen, so knüpfte er jetzt mit Frankreich, in dem er seinen Leidensgenossen erklärte, Verhandlungen über ein Bündnis an, und als diese zu keinem Ergebnis führten, schritt er, gegenüber den neuen Plänen, die Josef zur Erwerbung Bayerns ins Werk setzte, 1785 zur Begründung des deutschen Fürstentums.

Jedoch kehren wir zum Sommer 1783 zurück. Wiederum sah Friedrich von dem Bund der „großen Katharina“ mit seinem „Lebfeind“ einen Krieg für ganz Europa voraus, den nur „ein Wunder“ verhindern könne. Die Lage erscheint ihm gegen Ende des Jahres so kompliziert, das Geschick der einzelnen Staaten so eng unter einander verbunden, daß, wie er schreibt, „ein Pistolenknall in Baktsidjarai den ganzen Norden in Aufruhr setzt oder ein Trompetenschlag in Philadelphia alle Flotten der Mächte, die über eine solche verhängen, in See stehen läßt“. Das führt ihn zu der philosophischen Betrach-

tung: „Bedenkt man die Kürze unseres Lebens, muß man erlauben, daß die Menschen trotz der beschränkten Spanne ihrer Lebensdauer so weitläufige Pläne fassen. So ist die Welt vor unserer Geburt gewesen und wird so nach unserem Tode sein. Ginst waren es Fürsten wie Ferdinand der Katholische, Franz I., Karl V., Philipp II., Ludwig XIV., Karl XII., dann kommt ein Josef und eine Katharina, die der Reihe nach sich damit unterhalten, ihren Zeitgenossen Schranken zu ziehen. Ist ihre Zeit um, so werden andere kommen, die ihrerseits sich austoben werden, und das aus dem Grunde, weil ein falsch verstandenes Verlangen nach Ruhm die Menschen zu Irrtümern verführt und sie ungerechte Dinge unternehmen läßt, die sie für löblich halten, da diese Aufsehen erregen, und weil sie um Hochherzigkeit und Seelengröße, worin das wahre Verdienst des Menschen besteht, sich nicht kümmern.“ Und gleichwie der König hier von „besseren Politikern“ spricht, so meint er wenig später, die Gegenwart habe „Sinn und Verstand“ eingebüßt, man müßte, wäre die Luftschiffahrt mehr vervollkommenet, Mongolfier zum Monde schicken, um die Verunft von dort zu holen, und ähnlich vergleicht er im Februar 1784 die Welt mit einem „Irenenhans“.

Witten in diesen stürmischen Zeitläufen, da die Bogen der europäischen Politik hoch gingen, brüht die politische Diskussion ab, da die Königin Juliane mit dem Ablauf der Regentenschaft im April 1784 von der politischen Schaubühne abtrat. Persönliche Erlebnisse sind es, die jetzt allein zur Sprache kommen, und unter philosophischen Betrachtungen klingt der Briefwechsel aus. Wollte Friedrich seine „Freundin“ mit der unwilligen Muse, die ihr nach einem politisch bewegten Leben zu teil geworden, veröhnen? Oder folgte er nur seiner eigenen Neigung, die ihn die Dinge gern von einem philosophischen Standpunkte aus ansehen ließ?

Er preist Juliane glücklich, daß sie „vom sichern Hafen des Büten der politischen Stürme“ betrachten könne. „Nicht im Trübel der Geschäfte“, erklärt er ein andermal, „findet man sein Glück“; der Landmann in seiner bescheidenen Hütte genieße ein Glück von längerer Dauer als der größte Monarch. Er beklagt, daß die meisten Menschen sich durch Ehimären und Illusionen verblenden ließen, während man Befriedigung nur in sich selbst finde, dank einer vernünftigen Denkungsweise, die uns auf alle törichtesten Wünsche vergichten heißt.

Am 13. Dezember 1785 erinnert er noch einmal an ihre Jugendjahre, da sie sich bei den Eltern der Königin in Salzburg bei Braunshweig haben und er mit ihr tanzte. „Aber“, so fährt er fort, „die Vergangenheit kehrt nicht mehr zurück, und bei meinem Alter muß ich mich in aller Bescheidenheit darauf rüsten, von der Welt Abschied zu nehmen und einen anfänglichen Rückzug anzutreten.“ Noch stärker klingt der Todesgedanke in einem Briefe des Königs aus den letzten Märztagen des folgenden Jahres hindurch. Er gibt darin seiner Freude Ausdruck, daß sie gesund in ihrer „Residenz auf dem Lande“ angekommen, und er dankt ihr für ihre Teilnahme „an den Trümmern seiner Existenz“.

Es war das letzte Schreiben, das er mit eigener Hand an die Königin Juliane richtete. Fünf Monate später weilte Friedrich nicht mehr unter den Lebenden.

## Karoline v. Humboldt und Alexander v. Bennenskampff.

Von Adolf Langguth.

(Schluß.)

Wer die Entwicklung des deutschen Briefes genauer studiert, wird an den Briefen des Humboldtischen Ehepaars stets seine Freude haben. Beide waren klassische Briefschreiber. Wilhelm v. H. schrieb inmitten seiner angrenzenden gelehrten Tätigkeit von 1822 bis 1835 an Charlotte Diebe jene 202 Briefe, die an Umfang und Inhalt Abhandlungen gleichen. Nur 153 sind davon zum Abdruck gekommen (vgl. Briefe an eine Freundin von Wilh. v. Humboldt. 13. Aufl. Pp. 1898) der eine Teil davon nur sehr verkürzt. Wenn wir lesen, wie Wilhelm v. Humboldt sich das Schreiben mit lateinischen Lettern angewöhnt, damit die Empfängerin die Briefe besser lesen könne, wenn er die Beine an die Füße seines Schreibtisches bindet, um die Feder sicherer zu führen und dem zitternden Körper einen festeren Halt zu geben,

müssen wir gestehen, daß rührendere Hingabe an eine Unglückliche, an eine vom Schicksal hart verfolgte Frau, wie es Charlotte Diede war, nicht gedacht werden kann. Mit derselben zähen Ausdauer schreibt seine Frau, deren Hände von rheumatischen Schmerzen geschwellen sind, mehrere Tage an einem für Freund Kennenkampff bestimmten Brief.

Erst 1816 nach der Rückkehr Karolinen's von ihrer letzten Reise nach Italien beginnen diese Briefe, die jetzt veröffentlicht werden, während die Briefe Kennenkampff's auf dessen Wunsch verbrannt wurden. So müssen wir wenigstens aus Humboldt's Worten schließen, der am 21. April an H. schreibt\*): „Ihre Briefe an die Verstorbene will ich, wenn Sie es schließlich verlangen, gewissenhaft verbrennen. Aber ich bitte Sie, diesen Beschluß, der gewiß auch meiner Frau nicht angenehm wäre, zurückzunehmen, und mir zu erlauben, die Briefe zu behalten. Meine Frau hat mir oft aus ihnen vorgelesen, und wir haben und gerade des schönen und edlen Sinnes geseufzt, der aus Ihren häuslichen Schilderungen sprach. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sorge dafür tragen werde, daß bei meinem Tode die Briefe versiegelt an Sie, da ich Sie hoffentlich nicht überleben werde, oder im Fall das Schicksal dies wollte, an die teuren Ihrigen kommen sollen.“ Ob Kennenkampff seine Briefe aus Discretion verbrannt wissen wollte, ob er das Urtheil der Nachwelt fürchtete, wissen wir nicht; wir sind hier lediglich auf Vermuthungen angewiesen. Auch in dem Briefwechsel Humboldt's mit Charlotte Diede sind nur seine Briefe erhalten, während die ihrigen vernichtet sind. Er ist ein großer Feind von alten Briefen und wenn auch gar nichts darin anführt, was irgend jemand im mindesten nachtheilig sein könnte, hat er das Aussehen nicht gerne, schreibt er am 15. Juni an seine Freundin. Trotz des gänzlich leidenschaftslosen Charakters hielt er aber den Briefwechsel nicht nur vor seinen Angehörigen, sondern selbst vor seinem Privatsekretär, der nicht einmal die Aufschrift herstellen durfte, völlig geheim. Ein Lehrer in Tegel schrieb ihm vermutlich die Adressen auf stets verträglich gehaltene Kuverts, die er auf seinen Reisen immer mit sich führte, um die Briefe an die Freundin darin zu versenden.

Nicht minder eifrig, wenn auch nicht geheim, war der Briefwechsel Karolinen's mit Kennenkampff, über dessen Leben und Persönlichkeit hier nur einige kurze Angaben ihre Stelle finden mögen.

Karl Jakob Alexander v. Kennenkampff, aus dem familiärlosigen Helmet in Livland geboren, trat, nachdem er seinen Vater früh verloren, im 14. Jahre in das Pflanzliche Erziehungsanstalt zu Berlin ein und kam später wieder nach Deutschland, um sich unter Fichtes und Anillon's Leitung weiter auszubilden. Ähnlich wie Wilhelm v. Humboldt quittierte er sehr früh (1805) den Staatsdienst — er war zuletzt Landgerichtsassessor in Perna — und ging nach Göttingen, um sich unter Beuteneck und Blumenbach dem Studium der schönen Künste und der Naturwissenschaften zu widmen, lebte dann in Lausanne, Genf und Coppet im Kreise der Frau v. Staël und hielt sich in den Jahren 1807 und 1808 in Italien auf, wo er die Verbindung mit Rauch, Zoega, Thernaldjen, Niepenhausen, Vonstetten und Friederike Brun teils wieder anknüpfte, teils neu begründete und mit dem Ehepaar Humboldt jene Beziehungen anknüpfte, die sie fürs Leben mit einander verbinden sollten. Das Jahr 1809 verbrachte er zu Paris im Umgang mit Alexander v. Humboldt, dem Grafen Eschlabendorf, dem Fürsten Kuratin, Gall, Haug und anderen hervorragenden Männern und gewann in den beiden ersten neue Freunde. Auf der Rückreise von Frankreich suchte er Göttinge in Weimar auf, bei ihm durch Alexander v. H. als Freund seines Bruders, als Kenner Italiens und als einer eingeführt, der Kunst und Wissenschaften liebe. In der Folgezeit sehen wir ihn als Lehrer der Literaturgeschichte und der Ästhetik an dem neugegründeten Lyceum zu Jarskoje Eslo wirken, bis die große geschichtliche Wendung und die Ereignisse der Zeit ihn nach Deutschland zurückführten. An der patriotischen Bewegung in Petersburg theilnehmend und in den Kreisen Steins und Arnolds verkehrend, die für die große Sache der Menschheit und Deutschlands arbeiteten, trat er in die russisch-deutsche Legion ein, um als Adjutant

des Grafen Walmoden Teilnehmer am Befreiungskampf zu werden. Als solchen begegnen wir ihm in den Erinnerungen Theodors v. Bernhardt, auf den der edle und vielseitige Mann beim Besuche in seinem elterlichen Hause einen unvergesslichen Eindruck machte. 1814 zum Major und Adjutanten des Erbprinzen, späteren Großherzogs Paul Friedrich von Oldenburg ernannt, der als Gouverneur von Esthland an der Bauernbehebung arbeitete, war er in einem Wendepunkt seines Lebens angelangt. Er begleitete den Erbprinzen in bescheidener Stellung nach Oldenburg, wo er bei dessen Regierungsantritt ein hohes Hofamt übernahm. In seinen vertrauten Beziehungen zum Großherzog eifrig bemüht, Gutes zu wirken, lebte er zugleich der Förderung von Kunst und Wissenschaft, bereicherte als begeisteter Naturforscher die Sammlungen Oldenburgs, von seinem Herrn hinreichend mit Mitteln unterstützt, und sorgte noch über sein Leben hinaus für den Etat der Sammlungen. In der Kunstsammlung des Fürstenhauses, für die vor allem Tischbein tätig war, sich bildend, hat Kennenkampff die aus etwa 44 Gemälden bestehende 3dyle dieses Meisters — denischen Zyklus, den Goethe in Prosa und Vers gesehert — in ihrer Eigenart feinsinnig behandelt und war bald der belebende Mittelpunkt in der kleinen oldenburgischen Residenz, deren literarischer Gesellschaft seine Tätigkeit vor allem zu gute kam. Sein Interesse für die Geschichte befandte die Übersetzung von Machiavelli's Geschichte des Castruccio Castrucani von Lucca (1816), seine Liebe zu den Künsten und sein Beständnis dafür bezeugt der „Essai sur Pessence et l'histoire des arts plastiques“ (1813) sowie die Schrift: „Wilhelm Tischbein, seine Bilder, seine Kräume, seine Erinnerungen in dem Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg“ (1822) und „die Umrisse aus meinem Skizzenbuch“ (2 Bände, 1827.) enthalten neben Erinnerungen aus der Jugendzeit Mittheilungen über den Aufenthalt in Italien und Paris und viele Züge aus dem Umgang mit den dortigen Persönlichkeiten.

Kennenkampff war glücklich verheiratet, sein Familienglück nennt er ein vielseitiges, seine Frau sein „eigenes Ich“, nur daß er mit ihr immer mehr zufrieden ist als mit sich, sechs Kinder hat er, keines verloren, alle gesund an Leib und Seele, er unterrichtet sie selber, und im Bewußtsein dieses Glückes lebt er mit seiner Frau noch jede Stunde, die ihm aber noch anziehend ist, wie vor 16 Jahren. Wüßte man das nicht, und wären wir nicht in die Empfindungs- und Ausdrucksweise der Zeit eingeweiht, wir würden aus den Briefen Karolinen's ganz andere Schlüsse ziehen, als es zulässig ist. Schon die Anrede „mein Alexander“, „geliebter Freund“, „teuerster Alexander“ erschienen dann auffällig. Wenn man aber die Anrede und Schlußformel in den Briefen jener Tage vergleicht, wird man sofort gewahr, daß es durchaus im Geschmack der Zeit war.

Kennenkampff war, als Karoline v. Humboldt sich verheiratet, acht Jahre alt, und diese gibt sich denn auch in ihren Briefen mehr als die mütterliche Freundin, die alles sagen, in die intimsten Empfindungen des Weibes einführen darf. Alle ephelischen Interna, Wochenbett, Abortus und Zangengeburt, alle wichtigen Fragen der Kinderstube vom Stillen bis zum Durchbruch der Zähnen, und alle Details der Häuslichkeit werden durchgesprochen. Mit welcher schrankenlosen Offenheit die beiden brieflich verkehrten, davon nur eine Probe. Kennenkampff hatte sich kurz vorher mit der Hofdame Karoline v. Dalwigk verheiratet und sah einem frohen Ereignis entgegen. Am 22. Januar 1820 fährt Frau v. H. in ihrem darauf bezüglichen Brief so fort: „Und Du, mein Alexander, mein halber, lieber Freund, Du wirst Water werden. Ich habe süß lächeln müssen über Karolinen's reizende Verlegenheit. Aber Dein Kommentar über das Nicht-Kinderbekommen, das Schreiben des Papa sind mir doch nicht so ganz recht. Ich sage es mit der Offenheit, die Du schon einmal an mir duldest mehr. Wie kannst Du solche Unschuld ängstigen? Karoline wird hoffentlich stillen können und dürfen — da wäre denn ein Entschluß, wie der des guten Prof. Ist an jener Stelle für das Kind, wo sie Amme wäre. Die Geschichte hat mich bis zu Thränen gerührt. Ja, es liegt etwas Tiefes in dieser Sehnsucht, in diesem Verlangen. Wie es den Männern ist, weiß ich nicht, brauch's auch nicht zu wissen, aber die Frau, die den liebt, dem sie angehört, sie muß, die kann nicht anders als wünschen, sei. Leben, seine

\*) Vgl. Diesel: Aus W. v. Humboldt's letzten Lebensjahren, S. 27.

Stebe unter 2 am Herzen zu tragen, zu hegen und, wenn die Stunde gekommen ist, dem Licht zu geben. Und sollte sie wissen, daß diese Stunde die letzte ihres Lebens sein werde. Wer hat die Liebe, wer die Sehnsucht ergründet? Still — und alles das wird Karoline Dir viel besser sagen . . ."

Daß zwei so hochgebildete Menschen, wie Rennekampff und Frau v. Humboldt, bei diesen häuslichen Dingen nicht stehen bleiben konnten, ist selbstverständlich. So werden denn alle wichtigen Fragen aus Kunst, Wissenschaft und Dichtung, aus der Politik und dem wissenschaftlichen Leben kürzer oder ausführlicher behandelt. Als Karoline in Karlsbad eine junge Polln, die verlobte Braut eines der Pfflanti, die so unendlich traurig aus sah, beobachtet hatte, schreibt sie am 12. September 1821 an den Freund: "Ich hoffe, Sie nehmen Anteil an der Sache der Griechen: Ich habe gefunden, daß nur so konsommirte Weltmenschen, abgeplumpfte Diplomaten, Rouécés von Seele und Geist keinen Anteil an diesem Kriege nehmen. Ist ihnen ja doch jede höhere Rücksicht fremd, wenn nur das momentane Interesse, der Handel, der Gelderwerb und die Bilanz der Streitkräfte europäischer Staaten nicht geschwächt wird. Aber es gibt zum Glück einen anderen Ordner menschlicher Schicksale, und wie er den Sturm erregt, so erregt er die Nationen . . ." Bei dem Freund durfte sie auf verwandte Anschauungen rechnen.

Daß der Livländer Rennekampff auch ein guter Deutscher und echter Patriot wurde, der nicht nur an den Freiheitskriegen tätigen Anteil nahm, sondern auch den edlen nationalen Geist dieser Jahre immer festgehalten hat, erleben wir aus den Unterhaltungen mit seinem lieben Viktor in den „Umrissen." Auch er habe 1813/14 seinen Freiheitsenthusiasmus zu betätigen gesucht, sich der feierlichen Gelübde der Fürsten gefreut, Mündigkeit des Volkes, Konstitution und politische Rechte gefordert, dann aber über die geheimen Bündnisse gegen die feierlichen Gelübde vor Entrüstung mit den Jähnen getriefft und als das Jahr 1818 herangekommen war, da nennt er sich in einem Brief an Dohrn einen Demokraten durch und durch.

Wie sich dieser selbständige tiefe Denker in der Folge über die Parteien erhebt und von einem liberalen menschlichen Standpunkt aus als freier Beobachter die Welt betrachtet, im Alter sich aber die Politik ganz vom Leibe hält, weil es ihm die Galle erregt, daß es mit der deutschen Einheit so unglücklich gehe und die großen Erwartungen von 1848 so wenig Frucht bringen, können wir hier nur andeuten. Die Teilnahme für die Betätigung sozialen Wirkens, die auch seinen „Umrissen" die höhere Bedeutung verleiht, ist ein charakteristischer Zug Rennekampffs, und wenn er in dieser Schrift eine herabgewandene Charakteristik des wunderbaren Grafen Schlabrendorf gibt, so beaufacht er damit zugleich die Seelenwanderschaft mit Karoline v. Humboldt, da beide in der Berechnung dieses Mannes sich begegneten.

Wir kehren damit zu unserem Ausgangspunkt zurück, wo bereits die Gesamterscheinung dieser ungewöhnlichen Frau gekennzeichnet wurde.

Rom war recht eigentlich der Boden, auf dem dies unvergleichliche Paar sich heimisch fühlte und das innerste Wesen entsalten konnte, selbst glücklich und beglückend für Unzählige. Wie wund mir das Herz ist über mein Weggehen von Rom", schreibt sie an Friederike Brun am 25. Mai 1818, „können Ihnen keine Worte sagen! Kommen Sie nicht wieder her, wenn Sie nicht bleiben können! Wie das Leben vorschreitet, werden die Kreise des inneren Erkennens weiter und ausgedehnter, und so eignet man sich besser, tiefer und immer inniger tiefen Sinn hier an, wahrlich ein Eigenes. Ich gebe gern zu, daß es tausend Mangelhaftigkeiten als Leben des Tages hat; aber wenn man selbst dem Tage nicht mehr angehört, wenn das innere Leben aufsteht in dem Ewigem, das Alles, was da ist, unjählich und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich begreift, dann kann man nirgends reicher leben und enden als hier. Gedenken Sie mein den ersten Juli . . . da scheide ich von Rom, wie man vom Leben scheidet!" Die Erde, unter der zwei ihrer Kinder ruhten, war ihnen teuer. An der Pyramide des Cestius gedachte auch Humboldt mit seiner Li einst zu ruhen, in Rom sein Leben zu beschließen war der Wunsch seines Herzens. Es sollte jedoch anders kommen, und neue Wurzeln wurden auf märtyrischen

Boden in die Erde gesenkt. Charlotte Schiller, die nach dem Tode des Dichters mehr in der Vergangenheit lebte, erhielt nach wie vor die Beziehungen zu dem Humboldtschen Hause aufrecht und teilte auch dessen Anschauungen. Sie schreibt an Karoline, daß die Menschen der neuen Zeit sie wenig beschäftigten, sie blickt vielmehr in die Vergangenheit zurück, wo sie gelebt und geliebt habe. Schöne Kunstwerke, schöne Natur und geistvolle, unterrichtete Menschen können ihr allein noch Genuß bereiten. Sie findet den Gedanken, mit Karoline und ihrem Vatten einige Wochen auf dem Lande zu leben, sehr schön, aber in richtiger Erkenntnis des Wesens der Freundin glaubt sie doch, daß Karoline das nördliche Klima nicht heilsam ist. „Der Geist, der in Berlin herrscht", schreibt sie am 24. Oktober 1822, die gebildeten Menschen, die Käse Deiner Kinder kann Dir wohl machen (sic), teure Geliebte, aber eine warme Sonne, eine große Natur fehlt doch. Mir selbst ist die Sehnsucht nach großen Naturgegenständen ins Herz geprägt. Am Rhein wird es einem ganz anders als hinter unserem Ettersberg zu Mute." Es fehlt auch dem Lebensgang Karolines ebenso wie dem ihrer nicht minder berühmten Tochter nicht der Reiz, der Glanz, die eine hohe Stellung, ein weiter Ausblick auf den Gang der Zeitgeschichte, sowie nahe Beziehungen zu bedeutenden und historischen Persönlichkeiten verleiht. Der höhere Wert aber liegt in dem Wesen, im Charakter, im Gemüt und in der Seele dieser Frau, die ihre Tüge auch inmitten alles Krankseins und unter dem Einflusse des Alters bis zum Tode durchgeistigte Karoline v. Wolzogen findet bei der letzten Begegnung ihre wunderbaren blauen Augen „einzig schön", und als sie dahin ging, ruhte noch das Geheimnis dessen, was man die Verklärung im Tode nennt, auf ihrem Antlitze, dem zurückbleibenden Humboldt „unaussprechlichen Trost" spendend. Er teilt Freund Rennekampff den Hingang Karolines in folgendem Brief vom 28. März 1829 mit:

„Sie waren, teuerster Herr Rennekampff, ein so treuer Freund meiner Frau, daß, wenn Sie auch schon, wie ich vermutete, von ihrer schweren und unheilbaren Krankheit hörten, die Nachricht, daß sie nicht mehr ist, Sie doch tief erschüttern wird. Sie starb vorgestern, 26., früh um 1/8 Uhr \*). Seit dem 11. Dezember war ihre Krankheit so, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte, als um es mit der Chaiselongue zu verlassen. Durch eine bei dem Abel, das sie innerlich zerstörte, fast wundervolle Fügung war ihre Krankheit gar nicht von heftigen Schmerzen begleitet. Aber die Gebrechlichkeit, das ewige Liegen und viele kleine sich zusammenhäufende Beschwerden machten ihr Leiden in den schlaflosen Nächten doch sehr groß . . . Nur die beiden letzten Stunden waren schmerzlos.

Sie war bei voller Besinnung, kannte uns alle, Karoline, Adelheid, mich, sagte oft: lebt wohl, weint nicht, seid ruhig! sah auf Gabriels und ihrer Schwiegertochter Bild, rief zu Gott, sie zu sich zu nehmen, alles mit natürlicher, starker Stimme, ohne Unruhe, ohne Betrübniß, mit ruhiger, einer ihrer schönen Seele natürlichen Ergebung und Stille. Als sie nicht mehr sprach, schlief sie so ein, daß man den Tod in nichts vom Leben unterscheiden konnte. Keine, auch nicht die leiseste Zuckung entstellte die lieben Züge.

Sie werden Sich meinen Schmerz vorstellen können. Wenn das Band zerriß, das beinahe 40 Jahre beglückt hat, hat die Einsamkeit nur die Hoffnung, daß sie nicht langdauernd fern wird. So möge es jeun! Ich weiß, Sie erhalten der teuren Verstorbenen Ihr liebevolles Andenken. Wir sind in diesem mit einander vereint. Leben Sie innigst wohl . . ."

Humboldt überlebte Karoline nur sechs Jahre. Als er sich im Winter 1834/35 an ihrem Geburtstag bei einem Gang zu der oft besuchten Grabstätte eine Erkältung zugezogen hatte, wurde er Ende März 1835 aufs Krankenlager geworfen, das er nicht wieder verlassen sollte. Auf das Bild Karolines gerichtet schloffen sich am 8. April seine Augen für immer, und nur an einer Stätte konnte sein Körper in die Erde gesenkt werden, im Garten zu Tegel unter der Säule der Hoffnung.

\*) Humboldts wohnen damals in Rußs Hause am Gendarmenmarkt.